Nr. 263. **5. Jahrgang.**

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis (inkl. „Gesellschafter“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 2635) ohne Bringegeld vierteljährl. M 4,20; durch die Kolportöre wöchentl. 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redaktör: **Otto Stolten in Hamburg.**

Sonntag, den 8. November 1891.

Anzeigen werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 30 ₰, für den **Arbeitsmarkt und Vermiethungsanzeigen** mit 20 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition (**bis 6 Uhr Abds.**), sowie in sämmtl. Annoncen-Büreaus
Redaktion und Expedition: **Große Theaterstraße 44** in **Hamburg.**

Hierzu zwei Beilagen und das illustrirte Unterhaltungsblatt
„Der Gesellschafter“.

Der Zar in Deutschland.

○ Der Selbstherrscher aller Reußen ist ein bemitleidenswerther Mann. Ueberall wittert er Verschwörer, Attentäter, „Nihilisten“ und traut seiner nächsten Umgebung nicht. In der That, er hat auch überall Feinde; am Hofe, im Heere, im Beamtenthum, in der Bourgeoisie und im Volke gährt ein gewaltiger Haß gegen das herrschende System, das nur mit Henker, Knute und Sibirien zu regieren vermag und dessen Schergen das ganze Volk ausplündern. Dieses System wird ein Ende mit Schrecken nehmen, wenn nicht der Zar den Muth und die Energie hat, es selber zu beseitigen. Wenn man aber sein Benehmen beobachtet, so findet man, daß dieser Monarch von einer Unruhe und Aufregung erfaßt ist, die keinen gesunden Gedanken mehr duldet. Es ist, als ob ihn die Furien verfolgten. Wir würden die Existenz eines ländlichen Tagelöhners derjenigen dieses über so viele Millionen von Menschen gebietenden Fürsten vorziehen und hätten an seiner Stelle schon längst den Hermelin und den Purpur nebst Szepter und Krone von uns geworfen, um in irgend einem stillen Erdenwinkel die Ruhe zu finden, die auf dem Throne des Zaren niemals zu erreichen ist.

Die letzte Fahrt des Zaren durch einen Theil Preußens kann einen Begriff geben von der wahnsinnigen Angst, von der der Beherrscher aller Reußen beherrscht wird. Die Reiseroute von Danzig über Dirschau nach Elbing wurde mehrmals abgeändert. Vielleicht hat der Zar wieder, wie schon so oft, Morgens beim Frühstück einen Drohbrief vorgefunden und hoffte er den angeblich auf ihn lauernden Attentätern durch die mehrfache Veränderung seiner Reisedispositionen zu entgehen.

Daß der Zar sich in einem solchen Gemüthszustande befindet, darunter haben die Russen bekanntlich viel zu leiden und die Vorsichtsmaßregeln gegen eingebildete oder wirkliche Attentatsversuche belästigen oft ganze Provinzen. Die Russen schweigen dazu, denn wer etwas dagegen sagt, kann gefaßt sein, als „Nihilist“ auf administrativem Wege nach Sibirien auf Nimmerwiederkehr „verschickt“ zu werden. Das wird in Rußland so lange so bleiben, als sich die Russen eben diesen Zustand gefallen lassen.

Anders aber bei uns. So viel wir auch an dem Deutschen Reiche auszusetzen haben — es ist ein Land, das nach Gesetzen regiert werden soll, und hat seine Volksvertretung und seine Presse, die sich beschweren können. Wir werfen darum die Frage auf, ob man es sich gefallen lassen muß, daß bei einer Durchreise des russischen Zaren Anordnungen getroffen werden, die zwar nicht ganz, aber ungefähr die gleichen sind, wie etwa in Rußland bei ähnlichen Gelegenheiten. Wir wissen nicht, von wem die Anordnung der Vorsichtsmaßregeln ausgeht und richten gegen Niemand einen direkten Vorwurf. Das aber glauben wir behaupten zu können, daß in Deutschland sich Niemand befindet, der ein Interesse hat, auf den russischen Zaren ein Attentat zu unternehmen und dabei seine Haut zu Markte zu tragen. Ist aber der Zar der Meinung, daß die „Nihilisten“ ihn auch auf deutsches Gebiet verfolgen, so sollte ihm das einfachste Taktgefühl verbieten, den deutschen Boden zu betreten und Deutschland mit seinen Vorsichtsmaßregeln zu behelligen. Deutsche Staatsangehörige haben gegenüber dem Zaren **gar keine Verpflichtungen**; in den gesammten deutschen Gesetzen ist kein Buchstabe zu finden, der sich darauf bezieht.

Was aber ist geschehen, als der Zar vor einigen Tagen von Danzig nach der russischen Grenze reiste? In Neufahrwasser wurde — wir halten uns an einen Bericht der „Frankfurter Zeitung“ — der Platz, wo die Yacht des Zaren anlegte, mit einem Bretterzaun abgeschlossen, die Kaufmannsgüter wurden weggebracht oder mit Kiefersträuchern bedeckt. Das Publikum wurde durch Militär vom Hafen ferngehalten. Die Bahnhöfe Dirschau, Marienburg, Elbing wurden **militärisch besetzt**, desgleichen die Brücken und Bahnübergänge; dabei hatten die Soldaten **strenge Instruktionen und scharfe Patronen**. An der Dirschauer Brücke wurden Passanten angehalten; ein Arbeiter, der sich nicht um das Verbot kümmern wollte, wurde abgeführt. Die Schiffer durften die Dirschauer Brücke, während der Zug des Zaren erwartet wurde, nicht passiren. Ein Schiffer aus Bromberg, der sich mit seinem Fahrzeug der Brücke näherte, erhielt die Weisung zugerufen, zu ankern, als er etwa noch 300 Meter von der Brücke entfernt war. Da er nicht sofort den Anker warf, wurde **ein scharfer Schuß auf den Kahnführer abgegeben**, der glücklicherweise aber nicht getroffen wurde. In Elbing war der Bahnhof von halb zwölf bis ein Uhr völlig abgesperrt.

Das sieht gerade aus, als müsse die Gegend, durch die der Zar seinen Weg nimmt, so lange in einer Art von Belagerungszustand gehalten werden, bis der Zar glücklich wieder in seinem Knutenreich angekommen ist. Wenn es aber gar vorkommt, daß durch die strengen Instruktionen das Leben deutscher Reichsangehöriger gefährdet werden kann, so darf man denn doch erwarten, daß diese Dinge im Parlament zur Sprache gebracht werden und daß dort mit aller Energie gefordert wird, die Behörden möchten eine Wiederholung vermeiden. Was geht uns denn der russische Zar an und seine persönliche Sicherheit? Es wird Sache der Bewohner jener Grenzgegenden sein, ihre Abgeordneten mit der Verfolgung dieser Angelegenheit zu beauftragen.

Einige loyale Blätter meinen, der Zar sei von einer tiefen „Verstimmung“ gegen Deutschland erfüllt. Das mag schon sein, aber es kann uns absolut nichts kümmern; im Gegentheil haben wir Deutsche Ursache, „verstimmt“ zu sein, daß der Zar seine Prätensionen auch bei uns geltend machen will und daß ihm darin soweit nachgegeben wird. Wir haben Ursache, darüber „verstimmt“ zu sein, daß auf den Bromberger Schiffer geschossen worden ist, der vielleicht den ihm gegebenen Befehl nicht richtig verstanden hat.

In Deutschland soll kein Staatsangehöriger durch den russischen Zaren belästigt werden können — das fordern wir und sind in diesem Fall wieder bessere Deutsche, als der ganze „loyale“ Schwarm.

Von der Weltbühne.

Die Immunität der Reichstagsabgeordneten existirt während der Vertagung des Reichstages für das **Geraer** Amtsgericht ebenfalls nicht. Dasselbe hat den Abgeordneten **Wurm**, den Redaktör des Hannoverschen „Volkswillen“, trotz dessen Protestes vor sein Forum zitirt — was schon mitgetheilt wurde — und auch gegen ihn verhandelt, als er nicht erschien. Selbst der Amtsanwalt erklärte, daß zur gerichtlichen Verfolgung Wurms erst die Genehmigung des Reichstags eingeholt werden müsse. Der Vorsitzende des Gerichtshofs — Justizrath Alberti, bei der 1890er Wahl Gegenkandidat Wurms — gab der wohlbegründeten Meinung des Amtsanwalts und des Angeklagten keine Folge, sondern trat in die Verhandlung ein, die indessen vertagt werden mußte, weil der eine Belastungszeuge zufälligerweise nicht erschienen war.

Dem Verfahren eine Kritik anzufügen, hieße Wasser in's Meer tragen. Die Sache gehört vor den Reichstag. Dort ist dieser Strauß mit der Büreaukratie auszufechten.

Fürst Bismarck und die Handelsverträge. Einer interessanten Betrachtung über die Aussichten der Handelsverträge **im Reichstage** und den etwaigen Einfluß des Fürsten Bismarck auf dieselben begegnen wir im „Pester Lloyd“. Das Blatt meint, das Gerede von einem **ernsthaften Widerstand**, welchen die Handelsverträge im Reichstage erfahren könnten, beruhe auf der Voraussetzung, daß **Fürst Bismarck sich an die Spitze der Opposition stellen solle.** Den an diese Voraussetzung geknüpften Erwartungen begegnet es durch folgende Berechnung:

„Der Reichstag hat 397 Mitglieder. Davon entfallen auf die unbedingt vertragsfreundliche, weil freihändlerische, Linke 111, auf das Zentrum und die Polen 129 Mitglieder, und, wie die Dinge liegen, kann Herr v. Caprivi auf Zentrum und Polen unbedingt rechnen. Schon diese beiden großen Gruppen ergäben also eine Mehrheit von 240 Stimmen, von welcher alle Anstrengungen des Fürsten Bismarck auch nicht eine Stimme abzusplittern vermöchten. Aber auch die Rechte ist keineswegs geschlossen für den Fürsten und gegen die Verträge zu gewinnen. Diese setzt sich aus 68 Deutschkonservativen, 20 Reichsparteilern und 42 Nationalliberalen zusammen. Die ersteren haben eben erst in drei Nachwahlen empfindliche Lehren erhalten, und ganz sicher werden Herr v. Helldorff und Herr v. Manteuffel Alles aufbieten, um das Fähnlein der Kreuzzeitungsritter so klein wie möglich ausfallen zu lassen; ich schätze dasselbe auf höchstens 15 Stimmen. In der Reichspartei sitzen sogar noch prinzipielle Freihändler, aber um sicher zu gehen, will ich annehmen, sie könnte ganz in eine Bismarck'sche Oppositionsgesellschaft gebracht werden, wozu allerdings gar keine Aussicht ist. Nun, und von den Nationalliberalen? Vielleicht 12 Mann; aber auch das wäre sehr hoch gegriffen. Worauf also Fürst Bismarck als Führer einer Opposition rechnen könnte, würden, unter Hinzurechnung von ein paar Antisemiten, 50, höchstens 60 Stimmen sein, und dazu ist der erste Kanzler stets viel zu sehr Realpolitiker gewesen, um sich auf ein so wenig aussichtsvolles Geschäft einzulassen. Deshalb kommt er gewiß nicht in den Reichstag, um eine fulminante Rede gegen seinen Nachfolger zu halten und dann bei der Abstimmung nur ein Achtel des Reichstags hinter sich zu haben.“

Zu dieser Auslassung bemerkt das süddeutsche Organ des Fürsten Bismarck, die Münchener „Allg. Ztg.“ Folgendes:

„Inwiefern diese Berechnung hinsichtlich der einzelnen Parteien zutrifft, wollen wir für heute dahingestellt sein lassen. Könnte man diese Frage nach rein sachlichen Gesichtspunkten erörtern, so dürfte das Ergebniß bezüglich des Zentrums erheblich anders ausfallen. Nach dem Verhalten der Regierung gegenüber den Polen läßt sich aber allerdings annehmen, daß sie auch dem Zentrum gegenüber Konzessionen genug in petto reservirt hat, um die Stimmung der Mehrheit dieser Fraktion für die Verträge zu sichern. Was dagegen die Person des Fürsten Bismarck anbelangt, so will es uns scheinen, als ob das Register der Argumentationen des Autors doch ein **nicht unbedenkliches Loch habe**. Wir kennen die Entschließungen des Fürsten nicht, nehmen jedoch aus guten Gründen an, daß der Fürst selbst bis heute noch gar nichts beschlossen hat, sondern seinen Entschluß von dem Inhalt der Verträge abhängig machen wird, sobald der letztere authentisch zur öffentlichen Kenntniß gelangt ist. **Wir haben die Ueberzeugung, daß Fürst Bismarck sich durch die Aussichten eines größeren oder geringeren Erfolges nicht abhalten lassen wird, in den Reichstag zu gehen, falls er glaubt, daß der Inhalt dieser oder anderer Vorlagen ihm die Pflicht dazu auferlegt.** Ob er dann 60 Stimmen oder 200 auf sein Votum vereinigt, kann für den Staatsmann nicht in das Gewicht fallen, welcher fünf Jahre hindurch die Rechte der Krone und die Heeresreform in Preußen mit alleiniger Unterstützung von 12 konservativen Abgeordneten unter den denkbar schwierigsten — persönlich und geschäftlich schwierigsten — Verhältnissen vertreten und dadurch die Zukunft Preußens und Deutschlands gesichert hat. Glaubt er diese letztere gefährdet, so wird er nicht zögern, am Ende seiner politischen Laufbahn ebenso mit allen Kräften für sie einzutreten, wie er es mit voller Entschlossenheit am Anfang derselben gethan hat.“

Danach ist also anzunehmen, daß Fürst Bismarck wirklich gedenkt, im Reichstag den Kampf gegen seinen Nachfolger aufzunehmen. Die Sache wird jedenfalls interessant werden. Viel Lorbeeren dürfte er jedoch dabei nicht ernten, wohl aber hat er Aussicht, daß ihm sein eigenes politisches Sündenregister energisch zu Gemüthe geführt wird.

Das neueste russische Ausfuhrverbot wird mit rücksichtslosester Strenge vollstreckt. Die deutsche Reichsregierung that Schritte, um zu erwirken, daß das Verbot diejenigen Käufe nicht berühren solle, die vor Erlaß desselben abgeschlossen und im Zustande der Ausführung (durch Absendung nach der Grenze ꝛc.) begriffen waren, — allein die russische Regierung hat eine kategorisch ablehnende Antwort gegeben. Diese Versuche unserer Regierung liefern beiläufig den schlagendsten Beweis dafür, daß sie über die Wirkungen des russischen Ausfuhrverbots anders denkt, als die agrarischen Organe, welche mit eherner Stirn behaupten, es sei ohne jeglichen Einfluß auf die Brot- und Kartoffelpreise in Deutschland. Freilich, wenn unsere Regierung sich der nachtheiligen Folgen des russischen Ausfuhrverbotes bewußt ist, wie kann sie dann in ihrer bisherigen **Nicht-Nothstands-Politik** verharren? Das ist ein Widerspruch, der sich nicht wegreden oder wegdeuteln läßt.

Die kapitalistische Wirthschaft gestaltet sich immer mehr zu einem allgemeinen Tohuwabohu. Ueberall kracht es und es sind wahrlich keine Wohlgerüche, die aus ihrem Sumpfe emporsteigen. Selbst in den eigenen Reihen der Vertreter des Kapitalismus wird dies mehr und mehr empfunden. „**Warschauer u. Mendelssohn, Ritter u. Blumenfeld, Hirschfeld u. Wolff** — nur noch einige solche Fälle und auch der liberalste Liberale wird sich dem Anschlusse an unseren Kampf gegen diese Börsenwirthschaft nicht mehr entziehen können, wenn er nicht als ihr Mitschuldiger gelten will.“ So schreibt das sächsische Regierungsblatt, die „Leipziger Zeitung“. Wir geben ihr gern diese Börsenkreise preis, ja wir thun noch mehr. Wenn die Eisenbarone die Kohlenbarone als Raubritter hinstellen, und die Kohlenbarone die Schandthaten der Eisenkartelle enthüllen, wenn die Großhändler der Seestädte die Agrarier als Aussauger des Volkes hinstellen, und umgekehrt jene die Brotvertheuerung den Kornwucherern in die Schuhe schieben wollen, so sagen wir zu allen diesen Anklagen Ja und Amen, und in dem wir so jede Einseitigkeit vermeiden, treffen wir in der Summirung all' dieser gegenseitigen Beschuldigungen gewiß das Richtige. Alle diese Kreise streiten sich nur über den Beute-Antheil am Volk; da das Volk aber weder von dem Einen noch von dem Anderen gefressen sein will, so sucht es, sie sich Alle vom Halse zu schaffen. Von diesem Streben läßt sich heute das Volk weder durch Stöcker'sche noch durch Eugen Richter'sche Irrlichter abbringen, es kommt von Tag zu Tag mehr zur Erkenntniß, daß es seine Erlösung nur in der Sozialdemokratie zu suchen hat.

Der „Segen“ des Kapitalismus für die Arbeiter zeigt sich in den elenden Löhnen der Arbeiter, die wahre Hungerlöhne sind. So führt die Breslauer „Volkswacht“ folgende für die Lage der schlesischen Bergarbeiter bezeichnende Lohnzettel der „Segengottesgrube“ auf:

1)	Reinverdienst	für	26	Schichten	gleich	M 49,10
2)	„	„	26	„	„	„ 50,51
3)	„	„	17	„	„	„ 31,62
4)	„	„	9	„	„	„ 19,48
5)	„	„	9½	„	„	„ 20,56

Mit Ausnahme der beiden zuletzt Angeführten, welche erst Mitte des Monats die Arbeit aufgenommen haben, erhielt am Löhnungstag Niemand auch nur einen Pfennig heraus. Der Zuerstgenannte blieb der Zeche M 5,10, der zweite M 4,48, der dritte gar M 20,38 schuldig, welche Beträge ihnen [illegible] am Lohn des nächstfolgenden Monats gekürzt werden. Für die Lohnreste ist übrigens auf den Zetteln eine ständige Rubrik eingerichtet, ein Zeichen, daß dieselben nichts Seltenes sind und die Bergleute **fortwährend** bei der Zechenverwaltung **in Schulden stecken**.

Und das geschieht zur selben Zeit, wo Aktionäre von Bergwerksunternehmungen Dividenden bis zu einer Höhe von 80 Prozent einsäckeln für ihre „anstrengende Thätigkeit“. Und da zweifelt man noch, daß wir in der „besten der Welten“ leben!

Zur Arbeiter-Wohnungsfrage hat der Rechtsanwalt Bleicken, früher Bürgermeister von Ottensen, folgende **Petition an den Reichstag** gerichtet: „Hoher deutscher Reichstag wolle beschließen, die hohen verbündeten Regierungen zu ersuchen, einen Gesetzentwurf ausarbeiten und dem Reichstage vorlegen zu lassen, betreffend die Verwendung des nach dem Gesetz, betreffend die **Invaliditäts- und Altersversicherung** vom 22. Juni 1889 zu bildenden **Reservefonds als Darlehen an Genossenschaften** von nicht geschlossener Mitgliederzahl mit beschränkter Haftpflicht der Genossen und Ausschließung der Gewinnvertheilung (Gesetz vom 1. Mai 1889), deren Zweck die Erbauung von Wohnhäusern in den Städten und die Errichtung von Heimstätten auf dem Lande ist.“

Wir haben ja schon früher Gelegenheit gehabt, die Bestrebungen des Herrn Bleicken zu beleuchten, so daß wir auf eine eingehende Besprechung verzichten können. Auch im Leitartikel der Nr. 261 unseres Blattes ist der Wohnungsfrage erst eine eingehende Besprechung gewidmet. Mögen die mit dem Antrage verfolgten Absichten noch so gute sein, einen wirklich ernsthaften Schritt zur Besserung wird man nicht erzielen können. Außerdem erscheint es mehr als fraglich, ob unsere kapitalistische Gesetzgebung durch solche Experimente den Ast, auf dem sie sitzt, wenn auch nicht ab- doch einsägen werde.

Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen. Zur Förderung des Wohles der Arbeiter ist schon so viel gethan und die Arbeiter sind immer noch nicht zufrieden. Jetzt ist ein Unternehmen in's Leben getreten, welches wohl aller Noth ein Ende bereiten wird. Neun Vereine haben sich zusammengethan, um gemeinschaftlich die Noth zu bekämpfen.

Wie die „Germania“ berichtet, ist die Vereinigung wie folgt zusammengesetzt: „Es waren anwesend Delegirte folgender Vereine (wir schalten deren Beiträge ein):

1) Des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen: Wirklicher Geheimer Ober-Justizrath Professor Dr. v. Gneist, Wirklicher Geh. Rath Staatssekretär Dr. Herzog. (M 2000.)

2) Des Vereins zur Förderung des Wohles der Arbeiter „Concordia“: Fabrikbesitzer Kalle-Wiesbaden, Kommerzienrath G. Dyckerhoff-Biebrich. (M 2000.)

3) Der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung: Kommerzien- und Admiralitätsrath Dr. W. Abegg. (M 500.)

4) Des Vereins „Arbeiterwohl“, Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde (M 500) und

5) Des Linksrheinischen Vereins für Gemeinwohl für beide Kaplan Hitze-M.-Gladbach (M 200).

6) Des Gesammtverbandes der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands: Pfarrer Lic. Weber-M.-Gladbach. (Als Arbeitnehmerverband nicht zahlend.)

7) Des Vereins anhaltischer Arbeitgeber: Geheimer Kommerzienrath Oechelhäuser-Dessau. (M 300.)

Der katholische Gesellenverein (Arbeitnehmerverband) und der Bergische Verband für Gemeinwohl (M 300) waren nicht vertreten, sind aber beigetreten, und erhielten bei der späteren Vorstandswahl Stellung im Vorstand.

Also M **5800!** Wenn nach Aufwendung dieser Summe die Arbeiter nicht zufrieden werden, dann ist ihnen nicht zu helfen.

Als ein wahres Mene Tekel erscheint den Konservativen allmälig der Ausgang der **Wahl in Stolp-Lauenburg**. So läßt sich in den „Preuß. Jahrbüchern“ der freikonservative Professor **Hans Delbrück** über die Wahl folgendermaßen aus:

„Der unerhörte liberale Wahlsieg in Stolp zeigt, was wir, wenn nicht ganz unberechenbare Zwischenfälle eintreten, bei den **nächsten Wahlen** für einen Reichstag zu erwarten haben. Dieses Wahlresultat ist **kein zufälliger Zwischenfall**, wie konservative Blätter sich und ihren Lesern einreden möchten, sondern **ein unzweifelhaftes Symptom der Volksstimmung**. Unser Ausruf, „die nächsten Wahlen werden die Antwort darauf geben“, als die Getreidezölle nicht suspendirt wurden, ist schnell genug in Erfüllung gegangen. . . . Sehr zu überlegen aber haben sich ihre weitere Taktik unsere Freunde von den Mittelparteien. Die „Kreuzztg.“ hat für den Ausfall der hinterpommerschen Wahl die farblose, verschwommene Kartellpolitik verantwortlich gemacht. Sie wünscht sich also von dem Kartell loszulösen. Es würde vielleicht Unrecht sein, hierin von der liberalen Seite, jetzt wo der Zug nach links geht, die Initiative zu ergreifen, aber wenn es von der anderen Seite angeboten wird, kann man nichts Besseres thun, als es zu akzeptiren. Der Sieger im Stolper Wahlkampf, der Hofbesitzer Dau, hat sich auch nicht als speziell deutschfreisinnig, sondern als „liberal“ bezeichnet. Die Annäherung der Nationalliberalen an die Deutschfreisinnigen, die darin liegt, brauchen Jene keineswegs abzulehnen. Ungefähr die Hälfte der nationalliberalen Fraktion ist von jeher freihändlerisch gewesen; mögen diese sich jetzt regen, damit das wirthschaftlich freihändlerische Interesse, das so stark zu werden beginnt, nicht blos den Deutschfreisinnigen, sondern auch ihnen wieder Wind in die etwas schlaff darniederhängenden Segel führt.“

Es fragt sich sehr ob auch diese „liberalen“ Kreise einer solch größeren Regsamkeit fähig sind. Auch sie sind mit allen Fasern dem heutigen Klassenstaat verbunden, der nicht mehr zurück kann von dem einmal beschrittenen Wege, will er nicht sofort seine Existenz auf's Spiel setzen. Die Folge ist, daß der „Zug nach links“ sich trotz aller Versuche, ihn zu hemmen, sich weiter entwickeln wird, bis die Mehrheit des Volkes bei der Sozialdemokratie angekommen ist. Da giebt's keine Rettung.

Zur Frage der Sonntagsruhe wurde bei Berathung der Novelle zur Gewerbeordnung von den Sozialdemokraten beantragt, daß im Handelsgewerbe am Sonntag höchstens drei Stunden Arbeit erlaubt sein sollten, damit den viel geplagten Handlungsgehülfen wenigstens der Sonntag Nachmittag bleibe. Der Antrag der Sozialdemokraten wurde abgelehnt. Man setzte fest, daß fünf Stunden Arbeit erlaubt sein solle, jedoch sei es den Kommunal-Verbänden zu überlassen, weitere Einschränkungen eintreten zu lassen. Der Zeitpunkt, an welchem jener § 105 in Kraft treten soll, rückt heran und nun beweist die Praxis, daß das, was damals vom Abgeordneten Bebel behauptet wurde, daß die Stadtvertreter in den meisten Fällen als selbstständige Gewerbetreibende ein Interesse daran haben, die Gehülfen so lange als

Die Hand der Erbin.

Original-Roman von O. Reinhold.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

„Ich habe mir sehr wenig Mühe dazu gegeben, Herr Breithaupt,“ erwiderte Berthold gekränkt, „und Niemand würde es schmerzlicher beklagen, als ich selbst, wenn dem edlen Manne sein eingeschossenes Kapital verloren ginge!“

„Natürlich! Denn dann säßen Sie ja ebenfalls auf dem Trockenen! Aber Sie und Ihr Kompagnon, mein Lieber, Sie haben wohl kaum eine rechte Vorstellung davon, mit welchen Mitteln man eine komplizirte Erfindung, angenommen selbst, daß sie möglich und brauchbar wäre, in die Praxis einführt! Sie denken dabei jedenfalls an ein paar tausend Mark — nicht wahr?“

„Ich verhehle mir diese Schwierigkeiten nicht, Herr Breithaupt,“ gab Berthold zurück; „aber mein Gönner verpflichtet sich zu einem vorläufigen Einschuß von hunderttausend Mark!“

Der Fabrikbesitzer fuhr mit seinem Drehsessel herum, als habe er da soeben etwas ganz Abenteuerliches und Unfaßbares vernommen, als könne er seinen eigenen Ohren nicht mehr trauen.

„Hunderttausend Mark!“ wiederholte er mit dem nämlichen Erstaunen, welches auch Berthold selbst gestern an den Tag gelegt hatte. „Ist das wirklich Ihr Ernst, Berthold? Und sind Sie bei ganz normalem Verstande? Hat sich etwa Jemand einen schlechten Scherz mit Ihnen machen wollen? Wer ist denn der Monte-Christo, der so mir nichts Dir nichts ein Vermögen zum Fenster hinauswerfen will?“

„Ich zweifle sehr, daß Sie seinen Namen kennen! Es ist ein gewisser Balthasar Regensteiner.“

In sichtlicher Erregung stand Breithaupt auf und ging auf Berthold zu.

„Regensteiner — sagen Sie? Und das wäre volle Wahrheit? Balthasar Regensteiner wollte Ihnen die Hunderttausend Mark für die Verwirklichung Ihres Projektes geben? Durch wen hat er denn Ihre Erfindung prüfen lassen?“

„Ein Amerikaner Namens Newcomb begleitete ihn und besichtigte meine Zeichnungen.“

„Newcomb? Der Name ist mir vollständig unbekannt. Aber wenn ihm Regensteiner sein Vertrauen schenkt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er dasselbe verdient! Haben Sie schon einen Vertrag abgeschlossen, Herr Berthold?“

Es war das erste Mal, daß er dem Namen seines Untergebenen das Prädikat „Herr“ voransetzte; aber noch auffälliger als diese ungewöhnliche Anrede war die Höflichkeit, die sich plötzlich in seinem ganzen Wesen ausprägte. Berthold bemerkte indessen von dieser Veränderung wenig oder gar nichts und erwiderte der Wahrheit gemäß ruhig, daß der Verabredung zufolge der Vertrag erst an diesem Mittag vor dem Notar abgeschlossen werden sollte, obwohl er nicht recht begriff, woher plötzlich Breithaupts lebhaftes Interesse für die ganze Angelegenheit kam.

Der Fabrikbesitzer ging nachdenklich zu seinem Schreibtisch zurück und blätterte augenscheinlich zwecklos in den Papieren, welche auf demselben lagen. Sein Benehmen wurde Berthold immer räthselhafter, und der Letztere stand eben im Begriffe, sich mit einem höflichen Gruße zu empfehlen, als Breithaupt ihm sein Gesicht zuwendete und rasch, wenn auch offenbar mit einiger Ueberwindung sagte:

„Ich bitte Sie, den Abschluß dieses Vertrages noch um einige Tage hinauszuschieben!“

„Aber aus welchem Grunde?“

„Ein Geschäft, auf welches sich Balthasar Regensteiner einlassen will, kann ich ebenso gut machen, und ich hoffe, Sie werden mir aus alter Freundschaft den Vorzug geben, Herr Berthold!“

Der junge Mann vermochte sein Erstaunen über dies unerwartete Anerbieten nicht zu verbergen.

„Sie vergessen, Herr Breithaupt,“ sagte er, „daß es sich hier um die nämliche Erfindung handelt, die ich Ihnen vor wenigen Wochen vorlegen wollte und die Sie damals kurzer Hand als eine Unmöglichkeit zurückwiesen. Es ist seitdem nicht das Geringste an derselben geändert worden.“

Der Fabrikbesitzer suchte seine Verlegenheit hinter einem verbindlichen Lächeln zu verbergen.

„Ah, mein Lieber, es ist nicht hübsch, mich daran zu erinnern! Ich war an jenem Tage grade in übler Laune und mit Geschäften überbürdet. Das sollte mein Benehmen doch einigermaßen erklären. Außerdem treten so viele derartige Ansinnen an mich heran, daß mich der Zeitverlust, den mir die eingehende Prüfung jedes einzelnen verursachen würde, an mancher wichtigen und nutzbringenden Arbeit verhindern müßte. Aber ich bin mit Vergnügen bereit, jetzt nachzuholen, was ich damals versäumte. Ich bitte Sie, mir die Zeichnungen und Risse zu überbringen. Innerhalb weniger Stunden wird die Prüfung derselben beendet sein, und wenn auch mir dann die Ausführbarkeit der Sache einleuchtet, woran ich gar nicht mehr zweifle, so werde ich in der Lage sein, Ihnen viel vortheilhaftere Anerbietungen zu machen, als Sie von Regensteiner erhalten haben. Ich werde Sie nicht zwingen, ein unverhältnißmäßig großes Kapital zu verzinsen und zurück zu zahlen, sondern ich werde Ihnen Ihre Erfindung oder vielmehr Ihr Patent auf dieselbe abkaufen und Sie in die Lage versetzen, bequem und auskömmlich zu leben, statt daß Sie sich fortan ärger plagen müßten, denn als einfacher Arbeiter!“

Berthold schüttelte den Kopf und lehnte das lockende Anerbieten mit bescheidener Festigkeit ab.

„Ihr wohlwollender Vorschlag kommt zu spät, Herr Breithaupt,“ sagte er. „Hätten Sie ihn mir damals gemacht, als ich voll Vertrauen und Hoffnung zu Ihnen kam, so hätten Sie damit vielleicht das Glück meines Lebens begründet, und ich würde Sie als meinen Wohlthäter verehrt haben. Jetzt aber würde ein Anerbieten wie das Ihrige auch dann keinen Reiz für mich haben, wenn ich nicht durch meine Zusage an Herrn Regensteiner gebunden wäre. Grade die Arbeit ist es, nach der ich mich sehne — die Unthätigkeit wäre mein Verderben.“

Der Fabrikbesitzer war ärgerlich enttäuscht; er versuchte, durch alle Künste der Ueberredung, die ihm zur Verfügung standen, auf Berthold zu wirken; aber seine Bemühungen blieben umsonst, und so entließ er ihn denn endlich recht ungnädig und kurz angebunden.

Der Vertrag zwischen Berthold, Newcomb und Regensteiner wurde noch an dem nämlichen Tage abgeschlossen, und kaum eine Woche später begannen die Arbeiten zum Bau der ersten Maschinen nach Bertholds neuem System.

Regensteiner hatte nicht zu viel gesagt, wenn er ihm viel Mühseligkeit und Arbeit in Aussicht gestellt hatte; denn trotz der bedeutenden Hülfsmittel, welche der alte Balthasar so freigebig verlieh, gab es eine Unzahl von Schwierigkeiten zu überwinden und Hindernisse zu beseitigen, auf die man vorher unmöglich hatte gefaßt sein können. Aber auch die segensreichen Wirkungen einer so angestrengten Beschäftigung auf den Gemüthszustand des jungen Mannes blieben nicht aus. Blieb er auch ernst und im Allgemeinen verschlossen und schweigsam, so verließ ihn doch die finstere Melancholie der verflossenen Wochen, und seine Nächte hatten den Schlummer wiedergefunden.

Ein besonders harmonisches und inniges Verhältniß hatte sich zwischen ihm und seinem Kompagnon Newcomb herausgebildet, obwohl dieser nicht viel mittheilsamer und redseliger war, als er selbst. Er hatte nach jenem ersten Abende ihrer Bekanntschaft nie wieder von seiner Vergangenheit gesprochen, und ebensowenig war es Berthold in den Sinn gekommen, ihn zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheit zu machen.

Aber eines solchen Austausches von Geständnissen bedurfte es zwischen diesen beiden Männern nicht mehr, um sie fest und herzlich aneinander zu schließen. Berthold blickte zu der ruhigen Ueberlegenheit des Andern empor, wie man zu der besseren Einsicht und größeren Lebenserfahrung eines Vaters emporsieht, und Newcomb schien wirklich etwas wie väterliche Liebe für seinen jungen Arbeitsgenossen zu empfinden.

Mit Balthasar Regensteiner kamen sie nur verhältnißmäßig wenig zusammen; denn das kleine Männchen war allezeit so sehr von hundert verschiedenen Geschäften in Anspruch genommen, daß er ihnen selten mehr als wenige Minuten widmen konnte. Von Helene sprach er niemals, und da eine unüberwindliche Scheu ihn verhinderte, nach ihrem Ergehen zu fragen, so blieb er ohne jede Kenntniß von ihrem Aufenthalte und von dem Stande ihrer Angelegenheiten. Und er suchte sich einzureden, daß es so am besten sei, obwohl er sich in Wahrheit von ganzem Herzen danach sehnte, etwas von ihr zu erfahren. — —

Hätte Hellmuth seinem Verlangen ohne Weiteres Folge leisten dürfen, so wäre er unzweifelhaft noch an dem nämlichen Tage, an welchem sie von ihrem Großoheim entführt worden war, Helenen nach Z . . . ingen gefolgt. Aber an einen solchen Schritt war natürlich nicht zu denken, wenn er nicht alle seine Vortheile auf's Spiel setzen wollte. Er mußte mindestens einen stichhaltigen Vorwand für sein Erscheinen in Z . . . ingen haben, einen Vorwand, der ihm zugleich ermöglichte, lange genug dort zu bleiben, um die Verhältnisse kennen zu lernen und womöglich auszuwittern, von welcher Seite her ihm und seinen Plänen die hauptsächlichste Gefahr drohe.

Er konnte damit um so eher einige Tage warten, als der Koup, den Franz Engelhardt etwa beabsichtigte, doch sicherlich nicht so unmittelbar ausgeführt werden sollte und als es bei der Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Bauer bisher seine feindselige Gesinnung gegen den jungen Rechtsanwalt an den Tag gelegt hatte, immerhin recht zweifelhaft war, wann und unter welchen Umständen sich eine Gelegenheit zur Wiederholung seines Besuches finden würde.

So bezwang Hellmuth denn seine brennende Ungeduld und betrieb nur mit doppeltem Eifer seine Aufgabe beim Erbschaftsgericht, um die letzte Entscheidung so schnell wie möglich herbeizuführen.

Am vierten Tage nach Helenens Abreise gelangte er schnell in den Besitz eines Dokuments, welches ihrer Unterschrift bedurfte, und nun endlich war die hochwillkommene Ursache gefunden, ihr zu folgen.

Er gedachte, sich bei diesem Besuche in jeder Hinsicht von seiner vortheilhaften Seite zu zeigen, um dem jungen Mädchen den gewaltigen Abstand zwischen ihrer gegenwärtigen Umgebung und zwischen jenen Gesellschaftskreisen, in die er selbst sie hinausheben könne, recht fühlbar zu machen.

Lediglich aus diesem Beweggrunde entlieh er auch von einem der Offiziere, die mit dem lebenslustigen und liebenswürdigen ehemaligen Kameraden sehr rasch und gern Bekanntschaft geschlossen hatten, ein Reitpferd, das ihn überdies schneller nach Z . . . ingen hinausbringen mußte, als ein Miethswagen.

Mit wohlberechneter Absicht wartete er bis zum Nachmittage, ehe er seinen Weg antrat; denn er mußte eine Veranlassung haben, über Nacht in Z . . . ingen zu bleiben, und seine mangelhafte Bekanntschaft mit den Wegen war ohne Zweifel eine hinreichende Erklärung dafür, daß er den Heimweg nicht bei einbrechender Dunkelheit antreten konnte.

Er hatte sich beim Diner in lustiger Gesellschaft mit einer Flasche guten Champagners Muth getrunken, und er war dadurch in eine so zuversichtliche und unternehmende Stimmung gerathen, daß er sich vom Uebermuth hatte hinreißen lassen, seinen Tischgenossen — zumeist Offizieren — zu erzählen, er werde sich noch heute mit der glücklichen Besitzerin einer Million verloben.

Natürlich hatte diese Erörterung große Sensation gemacht; man hatte ihn mit Glückwünschen und mit allerlei mehr oder weniger zarten Scherzen überschüttet und ihn schließlich so sehr in die Enge getrieben, daß er sämmtliche Anwesende zur Feier des vollzogenen Ereignisses zu einem splendiden Souper eingeladen hatte, welches am übernächsten Abend stattfinden sollte.

Als er nun im Sattel saß und seinen schmucken Gaul in flotter Gangart auf der Chaussee dahintraben ließ, brachte ihn die frische Luft, welche seine Schläfen umspielte, einigermaßen zur Besinnung.

Was ihm da vorhin im Kreise seiner fröhlichen Kameraden als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches erschienen war, das dünkte ihn nun doch viel weniger unzweifelhaft, und seine leichtfertige Zusage, für die nun gewissermaßen seine Ehre engagirt war, fiel ihm ein wenig auf's Gewissen. Er hatte ja, als er sich auf den heutigen Besuch vorbereitete, nicht einmal die bestimmte Absicht gehabt, eine Entscheidung herbeizuführen, sondern er hatte es den Umständen überlassen wollen, wie weit er gehen dürfe, da er sich nicht verhehlte, daß ein vorzeitiger Antrag und eine Abweisung desselben Alles verderben müsse.